
Iring Fetscher

Solidarität und Individualisierung



Prof. em. Dr. Iring Fetscher, geb. 1922 in Marbach/Neckar, lehrte Politikwissenschaft an der Universität Frankfurt/Main.

Die Veränderungen in zeitgenössischen Gesellschaften wie der unsrigen werden von Soziologen gern durch das Schlagwort „Individualisierung“ charakterisiert. Damit ist die Tatsache gemeint, dass Einzelne sich in weit geringerem Maße als früher mit ihrer Schicht, ihrer Klasse oder ihrem Berufsstand identifizieren, sondern in erster Linie als frei über sich verfügende Individuen empfinden. Als solche können sie zwischen verschiedenen Rollen wählen und - je nach den veränderten Umständen - eine Rolle aufgeben oder die Rolle wechseln. Ökonomen sprechen davon, dass es darauf ankomme, sich selbst möglichst günstig am Markt zu „positionieren“. Arbeiter und Angestellte sollen sich sozusagen als eine besondere Unterart von Unternehmern verstehen. Diesem Bild scheint die Tatsache zu entsprechen, dass immer öfter Tätigkeiten aus Unternehmungen ausgelagert werden, während andererseits Arbeiten besonders auf dem Gebiet der Informationstechnik auch daheim ausgeführt werden können. Die Arbeit in der gleichen Werkshalle und im gleichen Büro erleichterte natürlich den sozialen Kontakt und die Organisation solidarischen Verhaltens gegenüber Unternehmensleitungen. Individualisierung und Vereinzelung erschweren die Tätigkeit von Gewerkschaften und tragen - unter Umständen - zur Illusion einer weit größeren Unabhängigkeit bei als sie der realen sozialen Lage der Lohn- und Gehaltsempfänger entspricht. Die Zunahme von ungesicherter Scheinselbstständigkeit trägt zu dieser Entwicklung zusätzlich bei. Sie gaukelt vielen eine Möglichkeit zur „Verselbständigung“ vor, die sie kaum je realisieren können.

Kein Zweifel, die Individualisierung hat auch positive Seiten. Sie hebt das Ausmaß der Selbstbewusstheit und Initiative hervor, die in entwickelten postindustriellen Gesellschaften einer großen Anzahl von Personen (freilich längst nicht allen) möglich geworden ist. Die Schattenseiten der Entwicklung kann man sozialetisch kritisieren, sie sind aber auch vom bloßen Interessenstandpunkt der Einzelnen aus erkennbar.

In seiner Enzyklika „Laborem exercens“ hat Papst Johannes Paul II. die Entstehung einer wirksamen Organisation solidarischen Verhaltens als legitime Antwort auf den Industriekapitalismus und seine ausbeuterischen Formen geschildert: „Gerade infolge eines solchen

Auswuchses von großer Tragweite entstand im vergangenen Jahrhundert (gemeint war das 19., I.F.) die so genannte Arbeiterfrage. Diese Frage und die mit ihr verbundenen Probleme haben eine berechtigte soziale Reaktion hervorgerufen und unter den arbeitenden Menschen, in erster Linie unter den Industriearbeitern, einen *Sturm der Solidarität* ausgelöst. Der Aufruf zur Solidarität und (zu) gemeinsamem Handeln, der an die Arbeiter - vor allem ob jener in eintöniger, nur in Teilvorgängen bestehender, abstumpfender Arbeit industrieller Großbetriebe, wo Maschinen immer mehr den Menschen beherrschen - ergangen ist, war vom Standpunkt der Sozialethik wertvoll und ausdrucksstark. Er war die Reaktion gegen die Erniedrigung des Menschen als des Subjekts der Arbeit und gegen die damit verbundene unerhörte Ausbeutung auf dem Gebiet der Löhne, der Arbeitsbedingungen und der Vorsorge für die Person des Arbeiters.“¹ Es ist sicher richtig, wenn betont wird, dass Industriearbeit und Arbeit in der Informationgesellschaft viele der abschreckenden Züge, die der Papst im Auge hat, nicht mehr kennen, die ökonomische Abhängigkeit der Einzelnen und die daraus folgende Schwäche bei der Bestimmung von Lohn- und Arbeitsverhältnissen hat sich aber nicht prinzipiell geändert. Jedenfalls können Vereinzelte ohne Hilfe schlagkräftiger Gewerkschaften nicht darauf rechnen, dass ihre Interessen angemessen gewahrt werden. Die Individualisierung kann dazu führen, dass vielen das Bewusstsein für die Notwendigkeit des Schutzes und der Hilfe durch eine solidarische Organisation schwindet.

Nicht nur die Illusion man könne als freier „Arbeits-Kraft-Unternehmer“ schon gut genug für sich sorgen, ist fragwürdig, sondern vor allem auch die Verlagerung des Selbstwertgefühls aus der Welt der Tätigkeit in die des Konsums. In Gesellschaften, die sich in zunehmendem Maße als „Konsumgesellschaften“ verstehen, spielt die Höhe und die Qualität des dem Einzelnen erreichbaren Konsums eine größere Rolle als die Qualität der von ihm (und ihr) geleisteten Arbeit.

Einzelne konkurrieren nicht nur (unsolidarisch) am Arbeitsplatz, sie konkurrieren auch um Konsumchancen. Während sie aber noch verstehen können, dass es für Tarifverhandlungen nützlich sein kann, sich von der Solidargemeinschaft der Gewerkschaft unterstützen zu lassen, findet eine entsprechende Reflexion für den individuellen Konsum kaum noch statt. Die Zeit der Konsumvereine, die auch auf diesem Gebiet den Vorteil gemeinsamer Handlungsweisen zu nutzen suchten, ist vergangen. Das ist vor allem dort der Fall, wo die Konsumgüter, um die Einzelne konkurrieren, aus so genannten „Positionsgütern“ bestehen, deren Kauf und Besitz deshalb geschätzt wird, weil er dem Einzelnen einen höheren gesellschaftlichen Rang zuzuweisen scheint. Fred Hirsch hat schon 1980 in seinem Buch „Soziale Grenzen des Wachstums“ eindrucksvoll gezeigt, dass das Streben nach Positionsgütern zu einem die große Mehrheit der Konsumenten notwendigerweise immer wieder enttäuschenden Wettlauf führt. Wenn eine bestimmte Ware nur deshalb hoch geschätzt wird, weil sie nur wenige besitzen, dann wird der Wert dieser gleichen Ware mit Umfang der Anzahl der Personen, die sie sich angeschafft haben, sinken. Hirsch stellt zwei gleich frustrierende Resultate dieses Strebens nach Positionsgütern fest: entweder ist das Gut, sobald man es erreicht hat, nichts oder doch weit weniger wert, oder man kann es niemals erreichen. Die Prestige verschaffende Reise in ferne Länder hat viel von ihrer Attraktivität verloren, sobald der Massentourismus sie im Angebot hat. Das Eigenheim in Großstadtnähe wird immer teurer, je größer die Nachfrage ist, sodass die später Kommenden entweder in immer größere

1 Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 32, Enzyklika *Laborem Exercens* von Papst Johannes Paul II. über die menschliche Arbeit zum neunzigsten Jahrestag der Enzyklika „*Rerum Novarum*“, Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn, 14.9.1981, S 17 f.

Ferne ausweichen müssen, oder - in der Regel - zum Verzicht gezwungen sind. Das Motiv, das nach Positionsgütern strebt, nannte man früher schlicht Egoismus. Der Egoist freut sich nicht so sehr an dem, was er hat, sondern daran, dass er etwas hat, was andere nicht haben. Sobald der Nachbar das Gleiche (oder gar etwas Besseres) hat, geht die Befriedigung verloren. Das Streben nach Positionsgütern steht in direktem Gegensatz zu solidarischer Verbundenheit mit Arbeitsgenossen, Nachbarn und Freunden.²

Der russische Autor Boris Pasternak hat in seinem berühmten Roman „Doktor Schiwago“ gezeigt, dass die Freude an einem Konsum für moralisch Empfindende mit den Wissen um die Entbehrungen anderer schlecht vereinbar ist. Einem kleinen Kreis von Freunden war es gelungen, mitten im hungernden Moskau während des Krieges zu einem opulenten Mahl zusammenzukommen, aber dabei konnten sie nicht glücklich sein: „Besonders betrüblich erschien es den Gästen, dass das kleine Festessen so wenig mit den Zeitumständen in Einklang zu bringen war. Man konnte nicht annehmen, dass die Bewohner der gegenüberliegenden Häuser der Straße in diesem Augenblick ebenso gut speisten und tranken, wie man es hier tat. Vor den Fenstern lag das stumme, dunkle und hungernde Moskau. Seine Lebensmittelgeschäfte waren leer. Und von solchen Dingen wie Wildpret oder Wodka kannte man kaum mehr die Namen. Sie spürten, dass nur ein Leben, das mit dem der Umwelt gleich ist und spurlos in ihr aufgeht, wirkliches Leben ist, dass ein abgesondertes, isoliertes Glück kein wirkliches Glück sein kann: Ente und Alkohol, die es nur ein einziges Mal in der Stadt gibt, hören plötzlich auf, Ente und Alkohol zu sein. Das war es, was sie am meisten verstimmte.“³

Die Menschen, von denen Boris Pasternak hier spricht, bilden einen entschiedenen Kontrast zu den durch Fred Hirsch charakterisierten Konsumbürgern, die unablässig nach mehr Positionsgütern streben und sich nur dann freuen, wenn niemand anders oder doch nur sehr wenige sich den gleichen „Luxus“ leisten können wie sie. Die Warenwerbung in entwickelten Gesellschaften lockt oft mit dem - notwendig täuschenden - Versprechen von Angeboten „exklusiver“ Produkte. Zuweilen wird sogar der erhoffte Neid minder glücklicher Nachbarn als zusätzliches Kaufmotiv mobilisiert: „Wenn dieses neuste X-Modell vor ihrem Hause steht, wird sich ihr Nachbar zu Tode ärgern!“ Mit der Spekulation auf Egoismus und Streben nach Positionsgütern kann man gute Geschäfte machen. Diese Art von Individualismus ist eng mit Egoismus und Entsolidarisierung verbunden. So formuliert z.B. das französische „Vocabulaire technique et critique de la Philosophie“ von Lalande: „Individualismus: Ethisch und psychologisch: Tendenz, sich von allen Verpflichtungen zur Solidarität frei zu machen und nur an sich zu denken.“⁴ Und der französische Soziologe Emile Durkheim unterscheidet 1893 in seinem Werk „Über die gesellschaftliche Arbeitsteilung“ zwischen einer „mechanischen“ und einer „organischen“ Solidarität. Unter einer organischen Solidarität, die durch die Arbeitsteilung entstanden und notwendig geworden sei, verstand er nicht nur ein Mittel zur Erleichterung der Arbeit, sondern ein „soziales Faktum, das zugleich sittliches Gebot ist“. Solidarität sei nicht mehr ein bloßes Korrektiv des Individualismus, sondern verdränge diesen aus dem obersten Rang der Wertskala. Sie sollte insbesondere die Arbeitswelt durchdringen.⁵

Der katholische Philosoph Max Scheler weist in diesem Zusammenhang auf eine eigentümliche Konvergenz praktischer Verhaltensweisen, die der Notwendigkeit des sozialen

2 Fred Hirsch, Die sozialen Grenzen des Wachstums. Eine ökonomische Analyse der Wachstumskrise, Reinbek 1980.

3 Boris Pasternak, Doktor Schiwago, Frankfurt/M. 1958, S. 208.

4 Andre Lalande, Vocabulaire technique et critique de la Philosophie, Paris 1926, S. 367.

5 Zit. nach Evangelisches Staatlexikon, 3. Aufl., Bd. 2, S. 3143: Stichwort Solidarprinzip.

Lebens entspringen, und religiöser Wertorientierungen hin, die z.B. an der moralischen Verurteilung des Streikbrechers zutage trete: „Er gilt nämlich besonders in den Arbeiterverbänden der Berufs- und anderen Gewerkschaften auch als ein moralisch fragwürdiger Verräter, als ein Mensch also, der auch im Falle, dass er sein Interesse durch den Streikbruch richtig und verständig wahrnimmt, dies doch um seiner Brüder willen moralisch nicht tun dürfte und sollte. In solchen Fällen also sehen wir ein leises Neuaufquellen des Solidaritätsprinzips - unabhängig von der christlichen Tradition und aus den inneren Kräften der modernen Entwicklung selbst neu hervorbrechend.“⁶ Damit macht Scheler auf einen ethischen Überschuss über die bloß pragmatische Wahrnehmung des Eigeninteresses durch Gewerkschaften aufmerksam. Angesichts der Zunahme der Ausgliederung von kleinen Betrieben aus größeren Unternehmungen und der Betonung des individuellen Eigeninteresses gewinnt dieser sozialetische Aspekt des solidarischen Verhaltens erhöhtes Gewicht.

Bei aller Kritik an einer einseitigen Beurteilung der „Individualisierung“ muss aber vermieden werden, in den längst obsolet gewordenen Gegensatz von Kollektivismus versus Individualismus zu verfallen. Im Kollektiv wird die Persönlichkeit ausgelöscht, der Egoist verarmt in seiner moralischen Isolierung. Brüderlichkeit oder richtiger: Geschwisterlichkeit gehört zum entfalteten Dasein eines gelungen sozialisierten Menschen. Ohne solidarische Verbundenheit mit Mitmenschen bleibt das Individuum seelisch und intellektuell beschränkt.

Der Mensch ist ein gesellschaftliches Wesen oder - wie Aristoteles formuliert - ein „politisches Tier“ (Zoon politikon). Die Auffassung von Individualität, die kritikwürdig ist, stammt nicht von dem Moralphilosophen Adam Smith, sondern vom Manchesterkapitalismus des 19. Jahrhunderts, den manche gern wieder beleben wollen. Der egoistische homo oeconomicus, der sich in der Ellbogengesellschaft durchzusetzen sucht, ist keine gelungene Persönlichkeit, sondern eine seelisch verarmte Kreatur. Ein weiser Rabbi hat den dialektischen Zusammenhang zwischen legitimer Sorge um das eigene Wohlergehen und der Solidarverpflichtung auf eine treffende Formel gebracht: „Wenn ich *nicht für mich* bin, wer wird es dann sein? Wenn ich *nur für mich* bin - wer bin ich dann?“ Zu einer gelungenen Persönlichkeit gehört solidarisches Empfinden und Verhalten notwendig hinzu.

Dass seit einiger Zeit die Bedeutung solidarischen Verhaltens und solidarischer Wertungen zurückgeht, lässt sich ganz gut am Beispiel des Versicherungswesens illustrieren. Versicherungen liegt das Prinzip der gemeinsamen Haftung für die Lasten Einzelner zugrunde. Dabei leisten notwendiger Weise in der Krankenversicherung die Gesunden und Starken mehr als sie an Versicherungsleistungen „herausbekommen“, während Kranke und Schwache Unterstützung erfahren. Ähnliches gilt für andere Versicherungen. Immer sind es die Bessergestellten, die aus solidarischer Pflicht für die schlechter Dastehenden höhere Beträge zahlen müssen als sie in einer Kasse, der nur überdurchschnittlich Gesunde angehören, zu zahlen hätten. Wenn Versicherungen die Ablehnung bestimmter Beitrittswilliger erlaubt und die Ausschließung zu häufig Kranker genehmigt wird, geht das Prinzip der solidarischen Hilfe durch gemeinsame Haftung unterschiedlich Bedürftiger verloren.

Gewerkschaften sind die größte Organisation freiwilliger Solidarität in unserer Gesellschaft. Sie können auf den moralischen Anspruch der Solidarität, die immer die Pflicht der Starken für die Schwachen ist, nicht verzichten. Das gilt auch für die Lohnabhängigen in starken Betrieben gegenüber denjenigen in wirtschaftlich schwächeren, für Personen in Arbeit für Arbeitslose, für Arbeitsfähige gegenüber Arbeitsunfähigen. Ökonomische Ver-

6 Max Scheler, Vom Ewigen im Menschen, Berlin 1923, S. 163.

nunft (jedenfalls für die große Mehrheit) fällt freilich mit dem moralischen Gebot zusammen. Je besser aber Einzelne wirtschaftlich dastehen, desto gewichtiger wird aber die Bedeutung des sozialetischen Gebots der Solidarität. In einer säkularen Gesellschaft muss das Bewusstsein solcher Verpflichtung auch ohne religiöse Absicherung ausreichen. Der Verweis auf die Tradition des Solidarprinzips der katholischen Sozialethik sollte säkularen Theoretikern ein Ansporn sein. Nur auf diesem Gebiet kann das Prinzip des friedlichen Wettbewerbs heilsam wirken. Auch wenn uns die Sprache Max Schelers heute ein wenig fremd vorkommt, will ich mit einer Erinnerung an seinen Vortrag „Die christliche Liebesidee und die gegenwärtige Welt“ aus dem Jahr 1917 schließen: Im Anschluss an das Beispiel der moralischen Verurteilung des Streikbrechers schreibt er: „Wir gewahren die Umbildung eines Interesses zu einem Ethos, bloßer gemeinsamer ökonomischer Interessen- oder Klassenverbände zu einem Standesgewissen. Aber darum handelt es sich nun, dass diese beiden Quellströme der Wiederkehr des Solidarprinzips in die europäischen Herzen und Gewissen, der Strom von oben und der Strom von unten, der traditionelle christkatholische Solidaritätsgedanke (...) und der moderne, sich mühsam an den Interessengemeinsamkeiten empor arbeiten, so zueinander hingeleitet werden, dass sie sich fruchtbar treffen; dass der von unten kommende Strom, der die Lebendigkeit für sich hat, aber dafür in den bloßen Erwerbs- und Wohlfahrtsinteressen noch eingebettet und wie von ihnen umklammert ist, sich durch den von oben, von Gott und aus der Geschichte der Kirche quellende Strom zu einer einzigen moralischen Macht hinaufkläre, d.h. zu einer Macht der freien Liebe und der freien Verpflichtung, die auch unabhängig von bloßer Interessengemeinschaft das Ganze der beteiligten Menschen umfasst.“⁷

7 Scheler, Vom Ewigen, S. 164.